

Gabriele Röwer (Mainz)

Zur Ethik Karlheinz Deschners Prämissen und Konsequenzen

Unter besonderer Berücksichtigung seiner Gedanken über Tiere –
in Abgrenzung von Peter Singer

Eine Skizze

Gewidmet Joachim Ackva, Sylvia Engelfried,
Hedwig Katzenberger, Lislott Pfaff, Sven Uftring

Vorbemerkung

Mit dem Namen Karlheinz Deschners verbindet man meistens seine Kirchen- und Religionskritik, kulminierend in der *Kriminalgeschichte des Christentums* (Rowohlt), deren zehnten und letzten Band der Autor gerade fertigstellt. Aus seinen Aphorismensammlungen (1985, 1994, 2003) gelangten indes Konzentrate seines Nachdenkens auch über andere Themen an die Öffentlichkeit, zum Beispiel über Geist und Kunst, Geschichte und Recht, menschliches Leben, Natur. Sie vertiefen das Bild des Schriftstellers ebenso wie etwa seine landschaftspoetischen Essays *Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens* (1989/2004). Die beiden Seiten dieses „trotzigen Träumers“, wie ihn einmal seine Mutter nannte, kommen hier stark zum Ausdruck: Neben dem scharfzüngigen Kritiker der Macht, der klerikalen zumal, steht ein für das Atmosphärische der Landschaft hochsensibler Prosaist, zuweilen „unerhört suggestiv und mitreißend: panhafte Sprachmusik“ (Günter Haas, „Frankfurter Rundschau“). Hinzu kommen seine diversen Äußerungen über Tiere, etwa in dem bibliophilen Band der ASKU-Pressen von Sven Uftring *Für einen Bissen Fleisch* (Bad Nauheim 1998).

Über den weltanschaulichen Hintergrund aber, über die Antriebe, die Konsequenzen seines Fühlens, Denkens und Schreibens äußerte sich Deschner nur selten explizit, in Texten überdies, die kaum noch zugänglich sind wie etwa sein Beitrag *Was ich denke* in der von Horst Herrmann herausgegebenen Reihe *Quer-Denken* (1994) und vor allem der große Traktat *Warum ich Agnostiker bin* (Köln 1977, erweitert in *Oben ohne*, Reinbek/Hamburg 1997). Ihre Quintessenz im Gedächtnis seiner Leserinnen und Leser zu bewahren, ist daher dem nun 87-jährigen ein Bedürfnis, dem ich, kritische Begleiterin seines Werks seit langem mit Hochschätzung besonders seiner ethischen Haltung, in dieser Zeitschrift zu entsprechen suche – ihm selbst nimmt der Abschluss seines Opus magnum jede Zeit dafür.

Der Zusammenfassung geistiger Hintergründe von Deschners Œuvre in einem weiteren Heft der Zeitschrift, mit Bezug auch auf Kants Postulate der *Praktischen Vernunft*, geht in diesem Heft, aus Anlass der Verleihung des Ethik-Preises der Giordano Bruno Stiftung an Peter Singer, die auf Essays, Reden und Interviews (Quellen 1-8, Abk. Qu.) basierende Skizze von Deschners Ethik voraus. Einen besonderen Raum darin nehmen seine Gedanken über Tiere ein, die abschließend, *aus per-*

sönlicher Sicht und Empfindung, mit tier-, teilweise bioethischen Aussagen Peter Singers kontrastiert werden.

Mögen, in Ergänzung des Deschner gewidmeten Sonderhefts (A&K 9/2004), beide Darlegungen, die seiner ethischen, später seiner philosophischen Anschauungen, das Bild des Verfassers der *Kriminalgeschichte des Christentums* komplettieren.

1. Prämissen und Konsequenzen von Deschners Ethik

a) Prämissen

„Nun, wenn's denn schon ein Bekenntnis, ein klares, ungebrochenes, sein muß – mein ganzes Leben stand ich, mit ganzem Kopf, mit ganzem Herzen, auf einer Seite, ohne jedes Wenn und Aber, ohne jeden Zweifel, der doch sonst so zu mir gehört (...): Mein ganzes Leben stand ich auf Seiten der Erniedrigten und Beleidigten. Und keinen Augenblick auf der des Gegenteils.“ (Was ich denke, 1994, Seite 42)

In diesem wohl einzigen „Bekenntnis“ drückt Deschner Ziel und Antrieb seines gesamten Schaffens aus. Stets bekämpft er die Herrschenden, despotische Gewalt, die Ungerechtigkeit, überzeugt indes nicht nur von der Gleichwertigkeit aller Menschen, jeglicher Andersartigkeit im Einzelnen zum Trotz, sondern auch von der *prinzipiellen* (wenngleich aus Gründen des Selbsterhalts nicht mit letzter Konsequenz realisierbaren) Gleichwertigkeit allen Lebens, des menschlichen wie außermenschlichen, zumal des tierischen, des am meisten gequälten, ausgebeuteten, zu Tode verklavten.

Prämisse dieser Grundhaltung ist Deschners im Essay von 1977 explizierte Vorstellung von der „Einheit alles Lebendigen“:

„Ich neige zum Hylozoismus, wonach jeder Stoff (hyle) von Leben (zoe) erfüllt ist, zum nahverwandten Panpsychismus sogar, der alle Materie für beseelt hält – woran ich nur beim

Anblick gewisser Artgenossen zweifle, aber nie vor Tieren, Blumen, einem Baum.“

Das Alleinheitsgefühl sei schon den ersten griechischen Denkern eigen, „den Begründern unseres Geisteslebens“. Für Empedokles von Agrigent etwa „war die Natur ein einziger lebendiger Leib, davon der Mensch, wie Tier und Pflanze, (...) nur ein Teil. Alles wurde von ihm als lebendig empfunden, als beseelt, nichts Lebendes soll darum getötet werden. „Alles, wisse, hat Bewußtsein und am Denken Anteil““. In solchen ihm verwandten Spuren dachten Spätere weiter, Deschner nennt Platon und Plotin, Avicenna und Averroes, fast alle Naturphilosophen der Renaissance, Spinoza, Diderot, Buffon, Schopenhauer, Schelling, Ernst Haeckel, zahlreiche Dichter der Weltliteratur – „Alles hat Seele“, eine Überzeugung auch Thomas Manns.

Zu seinen geistigen Ahnen zählt Deschner ebenfalls den am 17. Februar 1600 vom Klerus in Rom nach langer finsterner Kerkerzeit öffentlich verbrannten Priester, Dichter und Philosophen Giordano Bruno, Agnostiker wie er, dessen monistische Gedankenwelt neben Schelling und Schopenhauer auch Goethe bewegte. Sah Bruno doch „die Natur selber als Ursache der Schöpfung“, hielt er „nichts für leblos, alles für beseelt“ und glaubte „an keine wirkliche Vernichtung, sondern an Wandlung nur“.

Die der pythagoreischen Sicht nahe kommende altasiatisch-indianische eines ewigen kosmischen Kreislaufs und einer geschwisterlichen Verbundenheit mit allem, was ist, manifestiert im vergleichsweise behutsamen Umgang mit der übrigen Natur (Energien und Elemente, Pflanzen, Tiere), in größerer Friedfertigkeit auch, steht nach Deschner im „krassen Kontrast“ zum nichtzyklischen, vielmehr streng linearen

Dualismus der monotheistischen Gottesanbeter (Qu. 4) mit seiner Beschwörung ewigen Lebens für jeden Einzelnen samt der Spaltung von Oben und Unten, Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gut und Böse (am bösesten das „Tier in uns“, die Sexualität: „divide et impera!“), von Energie (Geist) und Materie (Körper) sowie, am verhängnisvollsten, von Mensch und Tier. Was mit dem alttestamentlichen Befehl eines allmächtigen Gottes an seine Ebenbilder begann, zu „herrschen über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und alle Tiere des Feldes“, sie sich „untertan“ zu machen – nach Deschner „das umfassendste Unterjochungs- und Todesverdikt“, „infernalischer Auftakt der Deformierung eines Sterns zum Schlachthaus“ – sei, wie detailliert anzuklagen, mit Schopenhauer, er nicht müde wird (siehe besonders *Das schwärzeste aller Verbrechen*, 1997/1998, Qu. 4), in der Geschichte der Christen aufs Grauensvollste praktiziert worden (Franz von Assisi sieht er als Alibi missbraucht), zu Beginn der Neuzeit nochmals befestigt durch den cartesianischen Dualismus und seine endgültige Degradierung des Tieres zur seelenlosen Sache bis heute, ein „bloßes Ausbeutungs-, Zucht-, Jagd- und Freßobjekt, der Mensch Todfeind des Tieres, sein Teufel“ (vgl. Schopenhauer: „Die Menschen sind die Teufel der Erde und die Tiere die geplagten Seelen.“). Kaum erstaunlich für Deschner, dass, zum Beispiel, noch in den EKD Texten 41, 1991, das „Gewaltverhältnis“ zwischen Mensch und Tier als „grundsätzlich unaufhebbar“ bezeichnet wird. (Ebd.)

Die mannigfachen destruktiven Ausprägungen dieses anthropozentrischen Macht- und Größenwahns, der Hierarchisierung des Lebens in Höher- und Minderwertiges,

prangert Deschner in sämtlichen Schriften an, überzeugt von der Gleichwertigkeit allen Seins, des menschlichen und des tierischen, von der Einheit des Organischen und Anorganischen auch und davon, dies sein einziger „Glaube“, „mit allem, was ist, einbezogen zu sein in den ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen“ (Qu. 6).

Eingedenk der Begrenztheit unseres Hirns aber – „weniger doch ein Erkenntnis- als ein Anpassungsorgan“ (Rede zur Verleihung des ersten Deschner-Preises an den britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins in Frankfurt a.M., 12.10.2007, Qu. 6) – bevorzugt er auch im großen Essay von 1977 auffällig oft die (echte!) Frageform, Spiegel des „Infragestellens“ aller Gewissheiten. Ihm ist das potentielle „vielleicht“, „vermutlich“, „wahrscheinlich“ allemal vertrauenswürdiger als jedes vollmundige Behaupten derer etwa, die, anders als Denker wie Einstein („Realität ist eine Illusion, allerdings eine sehr hartnäckige.“), den Hylozoismus schon deswegen ins Reich der Trugbilder verlegen, weil er sich rationaler Argumentation entzieht. Damit lässt Deschner Distanz spüren zu wissenschaftsgläubiger Gelehrsamkeit ebenso wie mit seinem Stil – dem Denk- und Schreibgestus kongruent – zum anämisch-asketischen, empfindungsarmen Kathederdeutsch. Ein Beispiel mag abschließend für viele stehn und vorbereiten auf die Besonderheit der ethischen Konsequenzen seines Denkens und ihrer sprachlichen Vermittlung:

„... panta rhei. Aber es ist ein Werden, ganz vom Sein gesättigt (...). Vorher und Nachher in einem, Praeexistenz und Postexistenz, Dynamik ewiger Gegenwart: – wie wenn ein Sommerbild, der Pappelfluß mit grünen Wiesen an den Schultern, lautlos hallend ins Bewußtsein fällt: in e i n e m Augenblick Äonen, Gefühl, daß Zukunft immer schon gewesen,

Vergangenheit die Zukunft ist, das Leben mir innerlicher angehört als ich mir selber; Evolution rückwärts, Heimkehr zum Ursprung. (...) Die Individualität vergeht. Eine Welle im Meer. Ein Hauch im Wind.“

Doch Deschner, der dem Umschlagen schönsten Alleinheitsgefühls „in Alleinseinsqual“, in Schwermut, Verzweiflung nicht nur im Werk Nikolaus Lenaus (über das er promovierte) begegnete, mutmaßt, agnostisch konsequent, auch seine Metamorphosen ins Transpersonale seien vielleicht nur eine Art, „mit dem Fürchterlichen fertig zu werden oder nicht“, eine „Lebenslüge“, auch wenn sie sich kaum als Lüge erweisen lasse und er „auch ohne sie leben und, hoffentlich, sterben“ könne. Die ethischen Konsequenzen aber dieses monistischen Weltgefühls stehen für ihn außer Frage.

b) Konsequenzen von Deschners Weltgefühl, insbesondere seine Gedanken über Tiere

Die Ethik des „tat twam asi“

„Unglücklicher als alle: wen fremdes Leid mehr trifft als eigenes, denn fremdes Leid ist immer.“

„Kein größeres Verbrechen als Gleichgültigkeit. Gleichgültig sein heißt unablässig morden.“

Dem Alleinheitsgefühl korrespondiert Deschners außergewöhnliche Empathie, eine fast hautlose Mitleidensfähigkeit, die auch das (tier-)ethische Werk von Arthur Schopenhauer durchzieht („Mitleid – die ganz unmittelbare Teilnahme am Leiden des Anderen“), sein Lehrer schon in der Jugend, neben Kant und Nietzsche; dessen „Kampf gegen das Mitleid“ bekämpfte er jedoch „bis zum Äußersten“ (Qu. 7; vgl. Herbert Becker, *Karlheinz Deschner, Arthur Scho-*

penhauer und die Tierethik: www.tierrechte-tv.de). Die Ethik Deschners hat, wie auch die Ethik Albert Schweitzers, ihr Zentrum im Mitleid: „Alles Leben ist Leiden. Der wissend gewordene Wille zum Leben ist also von einem tiefen Mitleid mit *allen* Geschöpfen ergriffen.“

Die Ethik des Mitleidens bedarf nach Deschner keiner Theorie, sondern offener Sinne (wie denn sein gesamtes Schreiben angetrieben wird von „einem empfindsamen Sensorium, einem heftigen Abscheu sowohl vor dem Unechten wie dem Unrechten“, Qu. 6 und 8; „sentio ergo sum“ – diese Gewissheit teilt Deschner mit Ludwig Feuerbach, vgl. die Würdigung seiner Ethik durch Helmut Walther in A&K 2/2011). Mit Schopenhauer weiß er, dass das Mitleid „eine unleugbare Tatsache des menschlichen Bewusstseins“ und „diesem eigen“ ist, „nicht auf Voraussetzungen, Begriffen, Religionen, Dogmen, Mythen, Erziehung und Bildung“ beruht. Doch fragt auch Deschner zuweilen, wie es möglich ist, dass Mitleid diese vorher unüberwindbare Mauer zwischen Ich und Du abbaut, dass man sich im Mitempfinden mit einem andern gleichsam identifiziert – selbst Nietzsche spricht in der *Morgenröte* davon: „Das Mitleid macht aus zwei Wesen eines.“ Dies sei zwar jedem erfahrbar (wenn auch von vielen, zumal in der Ellenbogen-gesellschaft, unterdrückt), dennoch bleibe dieser Vorgang „mysteriös“. Seit der Entdeckung von Spiegelneuronen, welche im Gehirn von Primaten beim Betrachten zum Beispiel eines Geschehens dieselben Reize entstehen lassen wie beim eigenen Agieren, 1995 u.a. durch den Italiener Giacomo Rizzolatti, vermutet man in diesen Neuronen die biologische Basis der Empathie. (Siehe Franz de Waal, *Das Prinzip Empathie*, München 2011; auch

bei vielen anderen Tierarten beobachten Ethologen Mitgefühl, nicht selten über die Grenzen der eigenen Gattung hinweg.)

Das von Schopenhauer aus den Upanishaden, dem Schlussteil der Veden, zitierte Wort: „Tat twam asi – Das bist du!“, Komprimat der altindischen Vorstellung, dass Atman (das Selbst, die Seele; der „Atem“) mit Brahman (der Urgrund allen Seins, das alles durchdringende Wesen der Welt) identisch ist, bezieht dieser Philosoph auch auf jedes Tier. Deschners Kommentar im Essay von 1977: „Es gibt kein größeres Ethos.“ Ausgehend vom allumfassenden Mitgefühl der buddhistischen Ethik (wenngleich der Praxis auch dort, wie er weiß, leider bis heute nicht immer kongruent) ist ihm die Unterscheidung einer je speziellen Tier- und Menschenethik nicht möglich. Beim Gespräch über die Fragen des vorliegenden Textes wehrte er ab: „Es geht mir um *eine* Ethik, die sich auf *alles* bezieht.“ Sie kann für ihn, so Deschner weiter, nicht abstrakt-akademisch reflektiert und im rationalen Diskurs erörtert, sondern nur empfunden, gelebt und zum Ausdruck gebracht werden aus dem tiefen Gefühl des „tat twam asi“.

Dies erklärt auch seine Betroffenheit bei Begegnungen mit sogenannten „Außenseitern“ der Gesellschaft, einem Obdachlosen etwa: „Das könnte ich sein.“ Ein Bekannter, der's hörte, war sichtlich irritiert. Brecht ist da nicht weit: „Zufällig bin ich verschont. Wenn mein Glück aufhört, bin ich verloren.“ Kürzlich erinnerte Deschner an einen Satz von van Gogh, den dieser am 3. April 1878 in Amsterdam notierte: „... wissen, daß wir sind, was andere sind, und daß andere sind, was wir sind, und daß es gut ist, einander zu lieben.“

Zahlreiche Beispiele für seine Solidarität mit Schwächeren, ja den Schwächsten der

Gesellschaft, für die Kritik jener, die Ungerechtigkeit und immenses Leiden zu eigenem Vorteil verursachen und mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten trachten, finden sich, hier auswahlweise zitiert am Schluss von Teil 2, in seinem gesamten Werk, pointiert zugespitzt in den drei Aphorismenbänden (Qu. 2; von Joachim Kahl einst heftig kritisiert – Sonderheft A&K 9/2004 und Qu. 5 –, von mir gegen jenen verteidigt, s. Qu. 5; teilweise auch in *Quo vadis, Joachim Kahl? Von Marx zu Hegel: Die Rückkehr eines Gentleman*, A&K 1/2006). Auch Deschners Hauptwerk, die *Kriminalgeschichte des Christentums* (Abk. KC), ist von dieser eindeutigen Parteinahme geprägt, gegen Kritiker verteidigt von seinem Freund Hans Wollschläger (1935-2007) in einer mehrfach publizierte Besprechung des 5. Bandes am 10.8.1997 im Deutschlandfunk (siehe auch Qu. 5). Im scharfen Kontrast zur „Vertuschungshistoriographie“ schreibe Deschner, moralisch wertend, „aus der Sicht der Opfer, (...) die das alles erdulden mussten: eine Greuel-Chronik ohne Wenn und Aber“. Diese Nähe, an der er unerbittlich festhalte, sei „Deschners Prinzip – und seine ihm nicht entreißbare Legitimation“. Im gleichen Sinne betitelte denn auch Johannes Neumann seine Laudatio auf Karlheinz Deschner – „Empörer Menschenfreund“ – anlässlich der Verleihung des Ludwig-Feuerbach-Preises am 30.11.2001 in Augsburg (siehe Beiheft 7 zu KC, S. 54-64).

Deschners Gedanken über Tiere

Das im Folgenden Skizzierte gilt nach Deschner, mit Irrtumsvorbehalt, für die meisten Tiere. Die Abwehr von Gefahren und Gesundheitsschädigungen etwa durch Mikroorganismen und diverse Kleinst-

tiere, z.B. Würmer und Insekten (gegen konsequente Tierethiker wie Schopenhauer, Schweitzer und Deschner gern ins Feld geführt – eine sophistisch-kasuistische Ablenkung vom Entscheidenden?), begrenzt naturgemäß die ansonsten auch von Deschner vehement vertretene Überzeugung von der prinzipiellen (!) Gleichwertigkeit des Lebens, das zu schützen ist, wann immer möglich und nötig.

Oft zitiert wurden inzwischen auch seine Aphorismen über Tiere, etwa diese:

„Kein britisches Rindfleisch, bitte. Nur kerngesunde Leichen auf den Tisch!“

„Gegenüber dem Tier ist der Mensch Gewohnheitsverbrecher.“

„Tierfreunde: erst Lämmchen streicheln, dann Lambraten; erst den Angler anpöbeln, dann Forelle blau.“ „Jäger mögen sie nicht: - Wildpret!“

„(...) Und wo Intelligenz Ethik ausmerzt, herrscht das Verbrechen. So werden die Flammenmeere der Forschung mehr Opfer noch fordern, mehr Menschen und Tiere verschlingen als einst die Scheiterhaufen der Inquisition.“

Wenn er noch einmal leben könnte, so Deschner wiederholt, würde er seine gesamte Kraft einer „noch hoffnungsloseren Thematik“ widmen als der Bekämpfung des Christentums: der „am wenigsten geachteten“, am meisten gequälten Kreatur, dem Tier – der „Befreiung der Tiere“: „Denn was wir ihnen seit ungezählten Jahrtausenden angetan haben, Wesen, die so empfinden wie wir, (...) nur auf die Welt kommen zu lassen, um sie dann schlachten und essen zu können, ist das größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte, unsagbar abscheulich. Ich denke jeden Tag daran, oft, doch ich darf nicht zu oft daran denken, ich würde verrückt werden.“ (Qu. 6, siehe auch 5, 7 und 8). Für Desch-

ner gilt: „Wer die Kirche verlässt: ein Lichtblick für mich; wer kein Tier mehr isst: mein Bruder.“ (Qu. 2) Von Weltanschauungen, denen er nahe stehe wie dem Humanismus, dem Sozialismus, dem Pazifismus, dem Individualismus, würde er sich scharf distanzieren, sobald sie, anthropozentrisch vermessen, „die Lebensinteressen des Tieres verletzen“. Berufung auf „Humanität“ verschleierte, so Deschner, in dieser Hinsicht mit Klages, nur allzu oft, „daß alles übrige Leben wertlos sei, außer sofern es dem Menschen dient“ (Qu. 1 und 7).

Wie die Menschen, so Deschner 1977, verfügen auch die meisten Tiere über ein mehr oder weniger entwickeltes Nervensystem, mit chemischen und elektrischen Reaktionen als Basis für alles Denken, Fühlen und Erleben: „Kurz, ‚Seele‘ drückt ein Kontinuum psychischer Prozesse aus, wie ‚Atmung‘ eine Reihe physiologischer; man kennt seelische Funktionen, aber keine unsterbliche Seele.“ (Siehe auch Qu. 8; ähnlich Singer, *Praktische Ethik* 1984, S. 86; 1994, S. 100) Mit dem großen Antichristen Porphyrios, „doctissimus philosophorum“ im 3. Jahrhundert, sieht er – wie später, „nach eineinhalb Jahrtausenden erbarmungsloser Degradierung des Tiers durch die Frohen Botschafter und deren beginnendem Bankrott“, u.a. Montaigne, die Aufklärer, wie Brehm, Vogt, Büchner, Haeckel – „keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied zwischen Mensch und Tier“, oft sogar zugunsten der Tierseele. Ihr attestierte Darwin, von Deschner 2007 in Frankfurt erinnert (Qu. 6), „dieselben Gemütsbewegungen“ wie uns. Das Tier, so Schopenhauer, ist ein „Bruder des Menschen“, „im Wesentlichen das Selbe wie der Mensch; der Unterschied liegt bloß im Intellekt, also in der somatischen Verschiedenheit eines Organs, des Gehirns“.

Auch ohne Genetik, Biologie, Verhaltensforschung weiß Deschner aus seiner alltäglichen Erfahrung, in wie vielem uns Tiere, nicht nur die höherentwickelten, „sehr ähnlich, uns nicht selten inniger, treuer zugegan sind selbst als menschliche Freunde“ (Qu. 4). Das öffentliche Statement eines namhaften Biologen aus der Schweiz im August 2010, das Tier liebe „nur sein Fressen“, alles andere sei menschliche Einbildung, lässt ihn so unberührt wie Thomas von Aquins Meinung, „das „*animal brutum*“ interessiere nur „Fraß und Koitus“ (1977). Er weiß es, für sich, besser („Wenn Ihr’s nicht fühlt, Ihr werdet’s nicht erjagen...“). Zu vieles hat er mit Tieren erlebt, mit denen er zusammen *gelebt* hat, von klein auf bis heute, das Entsetzlichste während der Zeit, als er, gedankenlos an das Herkömmliche gebunden, im Steigerwald jagte – „... über nichts in meinem Leben schäme ich mich so wie über Tiere, die ich massakrierte“ (Qu. 7). Doch Deschners heftige Abwehr des Tötens von uns nicht bedrohenden Wesen resultiert weder, wie manche vermuten, aus seinen Kriegs- noch aus seinen Jagderlebnissen, sondern aus seinem tiefen Gefühl des „*tat twam asi*“.)

Seit er vor Jahrzehnten aufgehört hat, Tiere zu essen, ist er überzeugt: „Auch empfinden wir ja nicht nur Schmerz wie das Tier. Wir teilen auch die Gefühle der Freude, der Lust, Eifersucht, Zuneigung, Dankbarkeit, der Treue mit ihm, wenn auch der Schmerz Mensch und Tier besonders, vielleicht noch näher verbindet.“ (Qu. 7) Ein Erlebnis vor über 50 Jahren ist ihm unvergessen, immer wieder taucht es in der Erinnerung auf. Während einer schweren Nervenkrise fühlte er eines Tages, allein daheim, sich schwächer und schwächer werden, dem Tode nah: „Da rührte sich etwas

an der Tür, unsere Katze kam herein, ein Geschöpf, das ich nie beachtet hatte, höchstens mit einem insgeheimen Abscheu, ich mochte keine Katzen, konnte nicht einmal ihr Fell berühren. Wir ignorierten uns sozusagen gegenseitig. Jetzt aber kam sie herein, ich verfolgte sie mit den Augen, während sie auf mein Sofa zuging, ohne zu zögern hoch hüpfte, sich auf meiner Brust einringelte und bewegungslos liegen blieb. Sie muß gefühlt haben, daß ich in großer Not war. Schon bald wurde ich ruhiger und streichelte sie...“

Es empört Deschner, „wenn menschliches und tierliches Leid gegeneinander ausgespielt werden“ (Qu. 7). Mit Leonardo da Vinci hofft er auf eine Zeit, in der man „auf den Mord von Tieren herabsehen werde wie jetzt auf den Mord von Menschen“ (Qu. 5). Das Tier aber, nach Schopenhauer eine „Nullität“ im „Juden-Christentum“, konträr zum Buddhismus, für Deschner „vorbildlich“ wegen des Tötungsverbots auch für die nichtmenschliche Welt (1977), brauche „am dringlichsten Hilfe (...), weil es am schlimmsten missachtet, am fürchterlichsten geschunden, am häufigsten getötet, fortwährend getötet wird“ (Qu.7).

Prämisse seiner Haltung sei es, „nicht prinzipiell zwischen Mensch und Tier“ zu unterscheiden, ebenso wenig aber, wie *andersartig* auch immer jeweils, zwischen den Menschen und zwischen den Tieren: *Jeder Mensch, jedes Tier verdient, da empfindungsfähig, allen erdenklichen Schutz, sofern wir uns nicht selbst davor schützen müssen.* Hier weiß sich Deschner einig mit anderen Denkern. Mit Jeremy Bentham etwa sieht er die Zeit kommen, „in der die Menschheit ihren schützenden Mantel über *alles*, was atmet, erweitert ...“ (*An Introduction to the Principles of*

Morals and Legislation, 1789). Im Sinne des Buddha-Worts „Lebendiges umzubringen hat er verworfen, Lebendiges umzubringen liegt ihm fern: ohne Stock, ohne Schwert, fühllos, voll Teilnahme, hegt er zu *allen* lebenden Wesen Liebe und Mitleid“, fordert Deschners geistiger Bruder Schopenhauer, für den das Leid eines Einzelnen nicht [!] durch das Glück Tausender aufgehoben werden kann, in seiner *Preisschrift über die Grundlage der Moral* „grenzenloses Mitleid mit *allen* lebenden Wesen“, es sei „der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten“ und bedürfe „keiner Kasuistik“ [!]: „Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig keinen verletzen, keinen beeinträchtigen, keinem wehetun, vielmehr (...) *jedem* helfen, soviel er vermag ...“. Einstein sieht die Aufgabe des Menschen darin, „uns selbst zu befreien, indem wir die Sphäre des Mitleids auf *alle* Lebewesen ausdehnen.“ Für Albert Schweitzer besteht Ethik darin, „daß ich mich verpflichtet fühle, *allem* Lebenden die gleiche Ehrfurcht entgegenzubringen wie dem eigenen Leben.“ Und Hans Henny Jahn, neben Robert Musil und Hermann Broch von Deschner in der frühen literarischen Streitschrift von 1957 *Kitsch, Konvention und Kunst* erstmals weithin in seiner eminenten literarischen Bedeutung gewürdigt, erkannte im Weihnachtsappell von 1956 *Das Recht der Tiere*, „daß *alles* Lebendige, alles körperlich Lebendige, zusammengehört, einen gemeinsamen Ursprung und einen gemeinsamen Weg hat, daß der Mensch nicht Richter sein kann über das, was ihn sich bewegend lebend umgibt.“ (Kursivdruck von der Vf.)

Ausbeuter des Tiers, sein Richter, sein Mörder ist der Mensch fast pausenlos, um eigene Bedürfnisse zu befriedigen, Bedürf-

nisse nach Unterhaltung, nach Gesundheit und guten Geschäften (Qu. 7), von Deschner vor Augen geführt an einer Fülle von Beispielen, die den Atem stocken lassen. Dem „Glaubenshüter“ Ulrich Mann etwa, für den „die ganze Natur und Geschichte von Gott“, dem „große[n] Spieler“, spricht, der „ab und zu gern die Maske [lüftet]“, hält Deschner summarisch entgegen, „ja: in Fleischereien und Schlachtfabriken, in Legebatterien, Mastboxen, Dunkelställen, beim ‚edlen Weidwerk‘ aller Wald- und Wiesenmetzger, beim Dogdumping, tormentum malitiae, in Stierkampfarenen, bei Hahnen- und Hundekämpfen, Vivisektionen, aber auch in Tierkäfigen, Tierparks, Zirkussen und wo sonst der große Spieler noch die Maske lüftet für ‚ein religiöses Gemüt...‘“ (1977) – „die ‚Zivilisation‘ trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch“, zitiert Deschner, hier zustimmend, Ludwig Klages. Und gleich danach aus *Europa und Asien* Theodor Lesing, den von Hitlers Horden am Schreibtisch Ermordeten: „Die Fischzüge und Vogelmorde eines einzigen Jahres bringen so viele Leiden über die Erde, daß das ganze Blutbad des europäischen Weltkrieges von 1914 bis 1919 [!] wie ein harmloses Kinderspiel dagegen erscheint.“ Mit Mahatma Gandhi ist Deschner überzeugt: „Die Größe und den moralischen Fortschritt einer Nation kann man daran ermessen, wie sie die Tiere behandelt.“

Zwei Beispiele für die menschenverursachte Tragödie des Tieres – „kein Fabrikat zu unserem Gebrauch“ (Schopenhauer) – setzen ihm besonders zu, der Fleisch- und Fischkonsum und die Vivisektion. Hier sei ein radikales Umdenken höchst dringlich.

„Für einen Bissen Fleisch“ (so der Titel dieses Ausschnitts aus dem Essay von 1977 in der Fassung von 1998) „nehmen wir einem Tier die Sonne und das Licht und das bißchen Leben und Zeit, an dem sich zu freuen seine Bestimmung gewesen wäre“, erinnert Deschner an Plutarch, nur einer der vielen Berühmten der Antike, die bewegt für das Tier, den Vegetarismus eintreten wie Pythagoras, Empedokles, später Ovid, Seneca oder der große Christengegner Porphyrios, der die „Wollust und Genußsucht“ als „abscheulich“ geißelt, als Wurzel der „stumpf gemacht[en]“ Humanität. „Unvorstellbar roh“, nennt Deschner das Morden, und doch geschehe es „Tag für Tag durch Jahrtausende, millionenfach“, „weit mehr als die Hälfte unbetäubt“ (1977 sowie Qu. 7 und 8).

„Die schändlichste Vergewaltigung von Schwächeren“ (Qu. 8), „die jeder Beschreibung spottende Vermarktung des Tieres“ durch das „animal rationale“, zumal im „hemmungslos entfesselte[n], nichts als profitgeile[n] Wirtschaftssystem der Moderne“, ist für Deschner „das Resultat letztlich des Anfangsschreis: ‚Machet sie euch untertan!‘“. Seit zwei Jahrtausenden brüste sich die Christenheit, „das Tieropfer von Anfang an abgeschafft zu haben“. Das stimme, doch habe sie „mehr Tiere geopfert als jede andere Religion – nur nicht mehr Gott, sondern dem eigenen Bauch“ (Qu. 4). „Gibt es (...) etwas Schändlicheres“, führt er Voltaire an, „als sich fortwährend von Aas zu ernähren?“ Und hofft mit da Vinci, dies werde einmal genauso verurteilt wie Menschenfresserei (1977). Voraussetzung dafür sei es, einen horrenden Widerspruch zu erkennen. Denn wenn Menschen sagen, sie könnten keinem Tier etwas antun, kein Tier töten gar, seien sie unehrlich, denn sie töten es, indem sie es essen. Sobald jeder

sich dessen bewusst werde, beginne mit dem Verzicht auf den „sogenannten Fleischgenuss“ die jedem mögliche – und zudem, für Deschner freilich zweitrangig, bekömmliche – Veränderung, wodurch auch die Menschheit sich „beträchtlich leichter ernähren ließe“ (Qu. 7).

„Das schwärzeste aller Verbrechen“, so der Titel eines „Zeit“-Essays von Deschner (Qu. 4), ist für den Hindu Gandhi das Tierexperiment, für Deschners wichtigsten Lehrer Schopenhauer, der damit u.a. in Vorlesungen über Physiologie konfrontiert wurde, unvorstellbar „grausam und entsetzlich“: „Erst wenn jene einfache und über allen Zweifeln erhabene Wahrheit, daß die Thiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das Selbe sind, wie wir, in's Volk gedrungen seyn wird, werden die Thiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehn ... – und wird es nicht jedem Medikaster freistehn, jede abenteuerliche Grille seiner Unwissenheit durch die gräßlichste Qual einer Unzahl Thiere auf die Probe zu stellen.“

Diesem Verbrechen fallen, so Deschner weiter, „nach einem allerdings sehr unvollständigen Regierungsbericht“ jährlich allein in Deutschland über 2,5 Millionen Tiere zum Opfer (weltweit sind es heute über 115 Millionen, davon 87.500 Affen; die hohe Dunkelziffer verbirgt in vielen Ländern Ratten, Mäuse und andere Nagetiere sowie Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische, zudem Insekten jeder Art, all diese in den meisten Statistiken gar nicht auftauchenden bilden das Gros sämtlicher Tierversuche in Labors der Pharmaindustrie und der von ihr abhängigen Forschungsanstalten sowie der Universitäten). Deschner weiter: „Und natürlich darf der Mensch auch künftig seine ‚Mitgeschöpfe‘ kaum vorstellbar gräßlich zu Tode schinden.

Zwar sollen Tierversuche für die Medizin wissenschaftlich wertlos sein – doch auch andernfalls wäre ich ausnahmslos dagegen.“ (Qu. 4 und 8; fast wortgleich Mark Twain 1899 im Aufsatz *The pain of lowly life*, worauf uns dankenswerterweise ein Leser Deschners, der Mark Twain-Biograph Albert Locher, hingewiesen hat.) Der Wert für die Wirtschaft (neben Fängern und Züchtern von Versuchstieren, den Herstellern der Apparate für Tierversuche profitiert vor allem die Pharmaindustrie) sei „unbestritten“. Wenn man lese, „daß der Vatikan einer der größten Aktionäre einer bekannten Pharma-Firma“ sei, „welche Vivisektion betreibt“, so werde wohl deutlich, „warum noch die fürchterlichste Tortur der Welt, diese gesammelte immerwährende Grausamkeit bis zum Tod, für das Papstgeschäft ‚sittlich zulässig‘“ sei, „warum auch gerade für Seine Heiligkeit Johannes Paul II. Tiere ‚natürlich ... Gegenstand (!) von Experimenten sein‘ können (23.10.1982)“. Einige Hintergründe von Tierversuchen wurden Deschner im Laufe der Jahre beklemmend deutlich, auch durch Kontakte zu Insidern der Basler-Pharmaindustrie und ihrer Tierversuchs-Laboratorien oder zu den „Ärzten gegen Tierversuche“ in Deutschland (vgl. „*Woran soll man denn sonst testen?*“ *Moderne Forschungsmethoden ohne Tierversuche* – www.aerzte-gegen-tierversuche.de; dort auch die umfassende „Datenbank Tierversuche“). Nur drei Beispiele seien genannt: die entsetzlich qualvollen Tierversuche (keine Betäubung während der Experimentierphasen etwa bei Parkinson-Tests an Primaten); die höchst unsichere Übertragbarkeit ihrer Ergebnisse auf den Menschen – sie wirken oft als Hemmschuh des medizinischen Fortschritts (siehe Polioimpfstoff) und gefährden zudem auch Menschenleben (etwa

die Nichterkennung missbildender Eigenschaften im Falle von Thalidomid/Contergan); schließlich die Blockierung längst entwickelter Alternativen zu Tierversuchen, vor allem in vitro- und in silico-Verfahren (Untersuchungen an ausgeklügelten menschlichen Zellkulturen, Tests im Reagenzglas, Computersimulationen/Einsatz von Mikrochips etc.), durch die davon in Wissenschaft und Wirtschaft Profitierenden.

Primär wichtig aber und ausschlaggebend ist für Deschner sein eigenes unmittelbares Empfinden, das ihn „*ausnahmslos dagegen*“ sein lässt. Ein Ausweichen auf medizinische Versuche an Menschen (behinderte Säuglinge oder demente Senioren), wie von manchen vorgeschlagen, ist selbstverständlich für ihn ebenso ausgeschlossen, weil er, wir sahen es, jedes Leben, bei aller Ungleichartigkeit, auf jeden Fall als grundsätzlich gleichwertig erachtet, als gleich schützenswert. Auch in umgekehrter Richtung gilt für ihn somit, dass „menschliches und tierliches Leid nicht gegeneinander ausgespielt werden können“ (Qu. 7). Seine volle Zustimmung findet daher die folgende Aussage des für Tierrechte engagierten Autors Helmut Kaplan, der über Peter Singer promovierte, vom 30.10.2010: „So wenig Menschenrechte und Forschungsfreiheit an Menschen zusammenpassen, so wenig passen Tierrechte und Forschungsfreiheit an Tieren zusammen. Diese Kombination ist eine kriminelle Idiotie. Tiere müssen als Forschungsobjekte genauso tabu sein wie Menschen.“ Auch für Deschner ist die Leidensfähigkeit von Lebewesen der Hauptgrund seiner ausnahmslosen Verurteilung jeglicher Experimente, ob an Tieren oder Menschen, gleich welchen Reifegrades.

Der zuweilen ihm begegnenden Skepsis, seine ethische Grundhaltung dem Leben

gegenüber sei „sentimental“, gar einer unrühmlichen irrationalen Vergangenheit der Tierethik verhaftet, sie lasse ihn die dunkle Seite der Natur, zumal der Tierwelt, ihre Brutalität, ignorieren, begegnet Deschner gelassen.

„Auch die Tiere sind böse? Aber Menschen, las ich, fressen 600.000 mal häufiger Haie als Haie Menschen.“ (Unveröffentlicht)

Natürlich registriert er, wie viele Tiere selber einander vernichten, „natura contra naturam, Fressen und Gefressenwerden, ein ingenieuser Speiseplan“ (1977). Seine Antwort darauf ist seit langem dieselbe: nur dem „homo sapiens“ sei es – vielleicht – möglich, gemäß dem Anspruch dieser Selbstbezeichnung seinen Verstand, eingebettet in sensibles Mitempfinden, zu nutzen, um jenes Gesetz der Natur zu durchbrechen und (abgesehen von Notwehr in sonst auswegloser Lebensgefahr) sich für möglichst unschädliche Alternativen einzusetzen, anstatt sich noch immer weithin jenem Naturgesetz zu unterwerfen (ähnlich Peter Singer, *Praktische Ethik*, 1984, S. 87 f; 1994, S. 100-102; vgl., mit Berufung auf den Evolutionsbiologen Stephen J. Gould, die Verteidigung Michael Schmidt-Salomons, Sprecher der Giordano Bruno Stiftung, gegen den Vorwurf von Kritikern des evolutionären Humanismus, dieser legitimiere „sozialdarwinistische Denkmodelle“: Homo sapiens besitze „sehr wohl das Potential (...), ein besonders sanftes, kluges und kreatives Tier zu sein“; in: *10 Fragen und Antworten*, *Aufklärung im 21. Jahrhundert*, Seite 46 f).

Für eine wirkliche Humanisierung unserer Beziehung zum Leben um uns herum reichen nach Deschner keine Reformen, „ei-

ne Revolution, ein ganz anderes Verhältnis zu Tieren“ wäre notwendig, unverzichtbare *Basis* juridisch geschützter Lebensrechte im Einzelnen:

„Natürlich müssten Tiere ein Recht auf Leben, auf ein menschenwürdiges Leben bekommen. Natürlich müssten sie unserer Herrschaft entzogen werden. (...) Die Frage ist nur: wie? Wie den Sinn und die Gesinnung der Menschen von Grund auf ändern, fundamental verkehren, und zwar nicht bloß in dieser Hinsicht? Denn ein Mensch“, fährt Deschner fort, ein weiterer Beleg für die Einheit seiner Ethik, „der selbst seinesgleichen entwürdigt, unterjocht, versklavt, auf den Schlachtfeldern verheizt, wie sollte der Tiere schonen, schützen! Erbarmen, Verständnis für das Wesen des Tieres, für seine nahe Seelenverwandtschaft mit uns, wären Voraussetzung für seine Befreiung. Doch solange man Menschen schlachtet, wird man Tiere schlachten; Tolstoi wusste, wie sehr dies zusammenhängt.“ (Qu. 7)

Vorbilder für einen solchen Wandel – Abschied vom destruktiven anthropozentrischen Dualismus, Rückkehr zum sanfteren Monismus, überliefert aus der altgriechischen und altasiatischen Kultur – nennt Deschner vor allem im Agnostiker-Essay von 1977, am klarsten ausgeprägt vielleicht im Buddhismus, dessen Anziehungskraft er auch bei uns wachsen sieht im Maße der Gefährdung der sozialen und ökologischen Lebensgrundlagen auf unserem Globus:

„Bereits Buddha verlangt Glück und Frieden für jede Kreatur, darum Unterlassen jeder ‚Verletzung‘ und ‚Tötung‘, jeglicher ‚Gewalttätigkeit gegenüber allen Wesen‘, die, ob Pflanze, Tier oder Mensch, ‚vor der Gewalt zittern‘.“ (Sperrung von der Vf.)

Eine Maximaethik, gewiss, von Helmut Groos, mit Deschners Freund Robert Mächler (1909–1996) korrespondierender Philosoph aus Hamburg, in seinem Buch *Al-*

bert Schweitzer, *Größe und Grenzen* (München 1974) kritisch gewürdigt am Beispiel einer alles umfassenden „Ehrfurcht vor dem Leben“. Entscheidend aber für Deschner ist die stete *Richtung* ethischen Handelns gegenüber Mensch und Tier, der unbedingte Wille im Sinne Schopenhauers, „keinem wehe[z]u[tun, vielmehr jedem [zu] helfen, soviel er mag“, möge dies *unwillinglich* (oder auch infolge konkurrierender Schutz- und Verteidigungsimpulse) zuweilen scheitern, woran Deschner jedesmal noch lange danach litt und mit ihm die Familie, die Freunde. Unvergessen seine tage-, oft wochenlange Niedergeschlagenheit, wenn er mit dem Auto einem Tier nicht rechtzeitig ausweichen konnte („*Alle Tiere kann man nicht retten: Aber ein Tier zu retten, ist für dieses Tier alles.*“ – bisher unveröffentlicht) oder wenn er Schreckensnachrichten über gequälte Wesen hört, Menschen wie Tiere gleichermaßen – etwa von seinen Töchtern, deren größte Sorge gleichfalls den Tieren gilt: misshandelten Pferden oder in Tierversuchen gemarterten Katzen und Affen – auch schwerkranken Hunden, es sind Hunderte, ausgesetzt in den Straßen von Niš. Unberührt lässt ihn das nie, stets reagiert er, fast tonlos, als sei er selbst betroffen, auch, wenn eines der Tiere in seinem Hause leidet. Für ihn gilt: „... *gleichgültig sein heißt unablässig morden*“.

Als Deschner einmal gefragt wurde, ob er nicht „ein unverbesserlicher Idealist“ sei, „der vom friedlichen, fast paradiesischen Zusammenleben von Mensch und Tier träumt“, antwortete er: „Und wenn! Wär’s so schlecht? Wär’s nicht tausendmal besser als die ewige Mord- und Gangstergeschichte, in der wir stecken und in die wir – das sehen, hören und lesen wir doch jeden Tag! – immer tiefer bis zum Fiasko

hineintaumeln?!“ Wenn er ein „unverbesserlicher Idealist“ sei, dann könne er sich immerhin auf eine ansehnliche Ahnenreihe berufen. (Qu. 8)

c) *Fazit*

Getragen von einem mit achtbarsten Vertretern des Geisteslebens in Asien und Europa geteilten monistischen Weltgefühl, das unterschiedslos *allen* Lebewesen gilt („*tat twam asi!*“) und Werthierarchien wie im dualistisch geprägten Christentum mit seiner Vorrangstellung des Menschen vor allen anderen Wesen entschieden ablehnt, prangert Deschner mit Schopenhauer insbesondere die „himmelschreiende Ruchlosigkeit“ an, „mit welcher unser christlicher Pöbel gegen die Thiere verfährt“, gegen die Schwächsten, weil Wehr- und Schutzlosesten überhaupt, sie, zumal in Schlachthäusern und Versuchslaboratorien, in unendlicher Zahl martert, verstümmelt, tötet zu Zwecken des Menschen. Er fordert eine „Revolution“, eine Umkehrung unseres Selbstverständnisses von Grund auf im Sinne Albert Schweitzers: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ (Vgl. das von Deschner für den von ihm 1966 herausgegebenen Band *Das Jahrhundert der Barbarei* aus Lk. 13,3 gewählte Motto, ihm auch sonst wichtig: „Wenn Ihr euren Sinn nicht wandelt, werdet ihr alle ebenso umkommen.“) Für dieses Ziel sei unsere gesamte Empathie und Klugheit einsetzen.

2. Karlheinz Deschners Abgrenzung von der präferenz-utilitaristischen Ethik Peter Singers

Die folgende Skizze geht zurück auf Gespräche mit Karlheinz Deschner und wurde, wie der gesamte Text, von ihm autorisiert.

Eine weitere Konsequenz aus den dargelegten Prämissen seiner Ethik zog Karlheinz Deschner jüngst nach der Lektüre einiger Texte Peter Singers, Professor für Philosophie an der University of Melbourne (1977–1999), seit 1999 Professor für Bioethik am Center for Human values der Princeton University. Ihm widmete diese Zeitschrift einst ein Sonderheft (1/1995). Infolge gravierender Bedenken Deschners gegenüber Singer, ihm zuvor nur bekannt durch seinen weltweiten Ruf als engagierter Anwalt der Tiere, kam es zur Übereinkunft mit der Giordano Bruno Stiftung, den von Herbert Steffen, Initiator und Geschäftsführer der gbs, anlässlich des 80. Geburtstages von Karlheinz Deschner 2004 geschaffenen „Deschner-Preis“ in Zukunft kirchen- und ideologiekritischen Themen vorzubehalten.

Anfangs begrüßte, wie so viele, auch Deschner die in *Animal Liberation* (1975/dt. 1996, Abk. AL) erhobene Forderung Peter Singers, des zunächst für den *Deschner-Preis* Nominierten, den Speziesismus als eine Variante des Rassismus zu begreifen und zu überwinden, Tier und Mensch also nicht länger als ungleichwertig zu betrachten und zu behandeln. Sie entsprach ganz und gar seinem eigenen Wunsch, dem er 2007 in seiner Frankfurter Rede mit dem dritten und ihm wichtigsten Kriterium für die Verleihung eines Preises auf seinen Namen Ausdruck gab (Qu. 6).

Es folgte eine eingehende Auseinandersetzung mit der präferenz-utilitaristischen Weiterentwicklung dieser Grundforderung in Singers philosophischem Hauptwerk *Practical ethics* (1979/1993 / dt. 1984/1994, Abk. PE 1984 bzw. 1994) und mit deren tier- und bioethischen Folgerungen. Schon bald wusste sich Deschner im Wesentlichen viel zu weit von Singer unter-

schieden, um die beiden Namen in einer Preisverleihung verbunden zu sehen. So sprach nun die Giordano Bruno Stiftung am 3. Juni 2011 in der Frankfurter Nationalbibliothek dem australischen Philosophen den neugeschaffenen Ethik-Preis zu, mit dem die gbs nicht zuletzt dokumentieren will, dass sie nicht nur auf dem Gebiet der Religions- und Kirchenkritik tätig ist.

a) Ein Vergleich der Prämissen beider Ethiker

lässt, in wiewenig gleich notgedrungener Kürze, trotz mancher Gemeinsamkeiten in Bereichen jenseits der Tier-, zumal der Bioethik, unschwer die Heterogenität ihrer zentralen Ausgangspunkte erkennen und die Gründe für Deschners Distanzierung.

Gewiss, Singer sollte ja „nur“, zusammen mit der italienischen Philosophin Paola Cavalieri, fürs tierrechtliche Engagement ausgezeichnet werden, insbesondere, so die Ankündigung der Preisverleihung, für die von namhaften Primatologen unterstützte Initiierung des „Great Ape Project“ (GAP), das seit 1993 für Orang-Utans, Gorillas, Bonobos und Schimpansen „einige jener Privilegien einfordert, die bisher nur für Menschen gelten“ (allerdings auch für diese, siehe etwa die Berichte von Amnesty International, in vielen Teilen der Welt noch immer nicht realisiert): „Recht auf Leben, Recht auf Freiheit und ein Verbot der Folter“. Ihre Verletzung, zum Beispiel durch Zerstörung des Lebensraumes, Gefangenschaft oder durch Tierexperimente, wäre künftig ein „strafbares Unrecht“. In Spanien und Neuseeland bereitete man dafür schon Gesetzentwürfe vor.

Wer könnte dem nicht zustimmen, dem Tiere so wichtig sind wie Menschen – erstmals von Singer vehement vertreten in jenem vielbeachteten Manifest zur Befrei-

ung der Tiere von 1975, einer Kritik der Parteilichkeit zugunsten der eigenen Spezies. Deschner bejahte stets das Hauptanliegen dieser Schrift, er bejaht weitgehend ebenso Singers Umweltethik (2002; s. auch Kapitel 10 in PE 1994), seine kritischen Gedanken zur *Ethik George W. Bushs* (2004) wie zuvor zur *Ethik in einer egoistischen Zeit* in *Wie sollen wir leben?* (1993, dt. 1999) und, in seinem jüngsten Buch *Leben retten* (2010), zur Abschaffung der Armut – ein Appell (ohne politische Forderungen) an jeden Einzelnen, vor allem durch regelmäßige Spenden (mindestens 1-5% des Einkommens) für die Allerärmsten die Herrschaft des Eigennutzes zu durchbrechen (vgl. das Kapitel „Arm und Reich“ in PE 1984, S. 215 ff bzw. PE 1994, S. 278 ff). Auch für Deschner gilt: *„Je älter ich werde, desto mehr glaube ich, daß die kleinste Hilfe oft mehr taugt als der größte Gedanke.“* (Qu. 2)

Darüber hinaus prangert Singer, wie Deschner, globale Skandale an, Hunger, Unterdrückung, Folter und Flucht (s. Kapitel 9 in PE 1994). Deschner fordert zusätzlich wirksame Strategien gegen die immer brutaleren „Welt wie Mensch verwirtschaftende Weltwirtschaft“ (Qu. 5), gegen die weltweite Diktatur des Großkapitals, etwa in seiner Rede von 2007: *„Tatsächlich sind heute die fatalsten Schlachtfelder nicht die tradierten, sondern jene, auf denen man Kriege im Frieden führt, die globalen ‚Vernetzungen‘ der Industrie, was weniger geographische Fronten betrifft als den uralten Kampf zwischen oben und unten, ehe dieser dann doch wieder ins heiße Inferno übergeht.“* (Qu. 6) Der Aphoristiker Deschner schreibt dazu u.a.:

„Alle Revolutionen kosten Blut, am meisten aber die versäumten.“ (Unveröffentlicht). *„Alles stieg: das Wachstum, die Spekulation, die Dividende, der Profit. Jetzt steigt die Kriminalität und die Armut – als wäre da ein Zusammenhang.“* *„Sie vernichten Getreide – und sammeln Brot für die Welt.“* *„Globalisierung: Genug ist nicht genug. ‚Das Kapital‘, schreibt Marx, ‚hat ein Grauen vor Abwesenheit von Profit, wie die Natur vor der Leere. Zehn Prozent und man kann sie haben. Zwanzig Prozent und sie werden lebhaft. 50 Prozent positiv waghalsig. Für 100 Prozent stampft man alle menschlichen Gesetze unter den Fuss. 300 Prozent und es gibt kein Verbrechen, das man nicht wagt, selbst auf die Gefahr des Galgens.“* Es sage doch genug, so Deschner, *„dass einige hundert der Reichsten so viel besitzen wie die Hälfte der Menschheit zusammen.“*

In der Linie von Singers „Zeit“-Interview *„Ist Luxus unmoralisch?“* (21.3.2011) notiert Deschner: *„Der Luxus weniger ist das Elend vieler.“* Und, ebenfalls wieder im Sinne des Verfassers von *Leben retten*: *„Die Leute, die stets betonen, man könne nicht allen helfen, sind meist dieselben, die keinem helfen.“*

Auch erinnert er in diversen Texten an ein ihm besonders bedeutsames Wort des Kirchenlehrers Basilius, das aus Singers letztem Buch stammen könnte: *„Wer den Nächsten liebt wie sich selbst, hat nicht mehr als der Nächste.“*

Doch damit endet für Deschner, zu seinem eigenen Bedauern, die Übereinstimmung mit Singer, ihm physiognomisch sympathisch (persönlich kennt er ihn nicht). Als er erstmals vom Plan einer Würdigung des GAP hörte, meinte er: *„Gut, aber warum nur die Menschenaffen? Warum nicht Lebens- und Freiheitsrechte, warum nicht Schutz vor Folter für alle Tiere?“* (Vgl. zuvor bei Deschners geistiger Ahnenreihe den jeweiligen *Kursivdruck* für diese wichtigste Prämisse und Konsequenz von Deschners Ethik) Mit Helmut Kaplan möchte er die Interessen *aller* Tiere „entsprechend ihrer Art und Ausprägung ethisch berück-

sichtigt und rechtlich geschützt wissen“. Das hätte, nach seinem bisherigen Verständnis, der allgemeinen Gleichheitsforderung von *Animal Liberation* entsprochen. Sicher, im dortigen Schlusskapitel verweist Singer, von seinen Verteidigern gern zitiert, auf einen „erste[n] Schritt über die Speziesbarriere hinaus“, nennt er die Großen Menschenaffen „Vorreiter“ (vgl. PE 1984, S. 135; PE 1994, S. 157); doch abgesehen von ganz praktischen Fragen zur Realisierbarkeit einer solch wünschenswert allumfassenden Vision zweifelte Deschner an deren Verlässlichkeit schon wegen der näheren Begründung.

Die Betonung der „Gemeinschaft der Gleichen“ machte ihn hellhörig. „Gleich“, worin? In der Fülle der Merkmale des Fühlens, Denkens und Verhaltens bis hin zum Gesichtsausdruck, ja, zum *Ich-Bewusstsein*, die sich herausgebildet haben in der gemeinsamen Evolutionsgeschichte von Menschen und Menschenaffen, deren Erbgut zu 97% übereinstimmt? Warum aber, wenn es doch ursprünglich um die allgemeine Überwindung des Speziesismus ging, nun einige Affen „gleicher“ behandeln nicht nur als den großen Rest der Affen, sondern auch als andere Tiere? Hätten nach den Vorgaben der GAP-Initiatoren allenfalls jene Tiere eine Chance, in die Gemeinschaft der Gleichen aufzusteigen, welche etwa den bekannten „Spiegel-Test“ bestehen würden zur Ermittlung des *Ich-Bewusstseins* – eine Methode, bei der nichtmenschenähnliche Tiere stets verlieren würden? Wären die Privilegierten im „Great Ape Project“ also lediglich „Vorreiter“ ohne Nachhut? Dokumentiert gerade die Auswahl der Menschenaffen in Abgrenzung von jenen allen, denen spezifisch menschliche Eigenschaften, Interessen und Verhaltensweisen fehlen, womöglich eine neue Form des mit

Animal Liberation überwunden geglaubten Anthropozentrismus? Hier sah Deschner einen Bruch gegenüber jenem Singer, in dem er einst den „father of animals“ geschätzt hatte.

Bei näherem Hinsehen aber entdeckte er, dass sich dieser Bruch bereits 1975 angebahnt hatte, etwa auf Seite 54 von *Animal Liberation*: „Ich komme also zu dem Ergebnis, daß die Ablehnung des Speziesismus nicht die Position einschließt, alle Leben seien gleich wertvoll.“ Deschner freilich ging und geht, wie gezeigt, trotz *Andersartigkeit*, trotz gradueller Unterschiede im Einzelnen, von der grundsätzlichen „Gleichwertigkeit allen Lebens“ aus, ob tierisch oder menschlich, dem jeweils – wenn nötig und möglich – Schutz gebührt. Damit wurde ihm deutlich, dass das GAP nicht isoliert von dessen – ihm inakzeptablen – philosophischen Begründungszusammenhängen beurteilt werden kann.

In Singers *Practical ethics* von 1979 schließlich spitzten sich solche Fragen für Deschner zu. In dieser umstrittenen Schrift wird der Leser mit dem Konzept eines „Präferenz- oder Interessen-Utilitarismus“ konfrontiert, einer die gleichen Interessen, rationale wie sensuale, gleich berücksichtigenden, besonders stark im angelsächsischen Sprachraum verbreiteten Weiterentwicklung des klassischen Utilitarismus (*Maximum-Happiness-Principle*) von Jeremy Bentham und John Stuart Mill durch Peter Singer, vorbereitet schon in *Animal Liberation*, explizit benannt und eingehend entfaltet 1979. Darin führt der australische Philosoph – für Deschner recht willkürlich – ein Kriterium zur Unterscheidung des Lebensrechts verschiedener Wesen ein, nämlich das der „Person“ in dem von John Locke umschriebenen Sinn. (Das damit für Singer verbundene Konzept ei-

nes bewussten „Ich“ oder „Selbst“ wird, zumal seit David Hume, in seiner bisherigen Gültigkeit freilich zunehmend hinterfragt, etwa von Thomas Metzinger, Neuropsychilosoph an der Universität Mainz, der sich eingehend mit diesem „Konstrukt unseres Gehirns“ beschäftigt, vgl. u.a. *Der Ego Tunnel*, Berlin 2009. Singer selbst konzediert einmal im Zusammenhang mit der Frage, welches Wesen getötet werden darf und welches nicht: „Zugegeben, das ist alles spekulativ. Es ist offensichtlich schwierig festzustellen, wann ein anderes Wesen selbstbewußt ist.“ Im Zweifel, so sein salomonisches Urteil mit Bezug auf eine Regel unter Jägern, „sollten wir den Zweifel zugunsten dieses Lebewesens sprechen lassen“; PE 1984, S. 136; 1994, S. 158). Die der „Person“ zugemessenen Attribute, vor allem Selbst- und Zukunftsbewusstsein nebst damit verbundenen Interessen, grenzen Personen, Menschen wie Tiere, die darüber verfügen, ab von Nichtpersonen, Menschen wie Tiere, die darüber nicht verfügen – für Deschner eine neuerliche Variante der bislang dem Monotheismus eigenen selbstherrlichen Dichotomisierung des Lebens.

Zugleich nimmt Deschner darin (wie der Hirnforscher und Medizin-Ethiker Detlef B. Linke, 1945-2005) einen neuen, einen „Person- bzw. Intellekt-Speziesismus“ wahr, auch inhärent nicht minder fatal als jener von Singer einst bekämpfte „Speziesismus“ im Wortsinn (besonders deutlich in den Kapiteln 5 – „Töten: Tiere“ – und 7 – „Töten: Euthanasie“ der *Praktischen Ethik* 1984; 1994 betitelt: „Leben nehmen: Tiere“ bzw. „Leben nehmen: Menschen“). Diese Form der Hierarchisierung des Lebens, nun im neuen Gewand, wird von Singer auch explizit hervorgehoben, zugleich aber, für Deschner nicht überzeugend, ge-

gen den Vorwurf eines neuen Speziesismus verteidigt: „Es wäre also nicht notwendig Speziesismus, wenn man den Wert verschiedener Lebewesen in einer hierarchischen Rangordnung einstuft.“ (PE 1984, S. 124 f, siehe auch 122 f; PE 1994, S. 142 und 144) Eine solche Kategorisierung des Lebenswertes aber ist für Deschner, gemäß seinen zuvor dargelegten ethischen Prämissen, nicht möglich, zumal nach den alle Vorstellungskraft übersteigenden Erfahrungen in dunkelster deutscher Geschichte des 20. Jahrhunderts, für uns Heutige, Kinder und Enkel der Opfer – und Täter! –, wohl nie wirklich zu „verarbeiten“. Unter den Opfern waren drei von Peter Singers Großeltern – den Spuren David Ernst Oppenheims (1881-1943) geht Singer, der aus einer alten böhmischen Rabbinerfamilie stammt, sehr bewegend nach in seinem Buch *Mein Großvater. Die Tragödie der Juden von Wien*, Hamburg-Leipzig-Wien 2005.

Gewiss, wenn man sich einlasse auf die Prämissen und Kriterien dieses Philosophen, wirke, so Deschner, dessen Schrift (PE) in sich durchaus logisch, aber eben nur *wenn* man sich darauf einlassen kann. Das sei ihm, im Unterschied etwa zu den Freunden von der Giordano Bruno Stiftung, aufgrund seiner eigenen (in Teil 1a skizzierten) Prämissen nicht möglich; die „Förderung des evolutionären Humanismus“ durch die gbs gehe in *diesen* Fragen von anderen Voraussetzungen aus als er. In deren – ihm ansonsten weitgehend zusagendes – Konzept füge sich daher auch das GAP sinnvoll ein (s. Michael Schmidt-Salomon, *Manifest des evolutionären Humanismus*, 2. Aufl. 2006, besonders S. 120-130).

Deschner hingegen sieht in den besagten Kapiteln von *Practical ethics* in reflektiven

Endlosschleifen über erlaubtes und nicht erlaubtes Töten tierischer und menschlicher Wesen (seltsam vernachlässigt von Verteidigern Singers gegen dessen Kritiker) quälend-kasuistisch exemplifiziert, was schon in *Animal Liberation* (AL) vorgezeichnet war: „Zwar ist die Fähigkeit, sich seiner selbst bewußt zu sein, vorauszudenken, zukunftsgerichtete Hoffnungen und Bestrebungen zu haben, sinnvolle Beziehungen zu anderen zu haben und vieles andere mehr für die Frage der Zufügung von Schmerzen irrelevant – denn Schmerz ist Schmerz, welche Fähigkeiten ein Lebewesen auch immer haben mag. Diese Fähigkeiten sind aber [!] bedeutsam für die Frage des Tötens. Es ist nicht willkürlich zu behaupten, daß das Leben eines selbstbewußten Lebewesens, das zu abstraktem Denken fähig ist, seine Zukunft planen kann, komplexe Formen der Kommunikation kennt etc., wertvoller ist als das Leben eines Wesens, dem diese Eigenschaften fehlen.“ (S. 54) – für Deschner ein Beweis dafür, dass nun nicht mehr der „Mensch“, sondern die „Person“, ob menschlicher oder nicht-menschlicher Natur, das vom homo rationale diktierte Maß aller Dinge ist. Er vermag darin keinen Fortschritt zu sehen gegenüber dem einstigen, von Singer infrage gestellten Anthropozentrismus, nur dass die Trennlinie jetzt nicht mehr vertikal *zwischen* den Spezies verläuft, sondern horizontal *mitten durch sie hindurch*. Während Singer die sogar mit einer „kopernikanischen Wende“ verglichene „Revolution“ in der Ethik darin sieht, dass wir „Entscheidungen fällen darüber, welche Art von Leben wir fortsetzen wollen und welche nicht („Spiegel“-Interview, 25.11.2001), besteht für Deschner diese „Revolution“, wie zuvor gezeigt, in einem „ganz andere[n] Verhältnis zu Tieren“, unabhängig von ih-

rem Entwicklungsstand, darin nämlich, soweit als möglich „Erbarmen, Verständnis für das Wesen des [!] Tieres“ zu entwickeln, für ihn entscheidende Voraussetzung zu seiner „Befreiung“ (Qu. 7). Statt den Rechtsstatus von Tieren abhängig zu machen von ihrer Ähnlichkeit mit *uns*, statt das Maß des Lebenswerts eines Wesens abhängig zu machen von seinem *uns* ähnlichen intellektuellen Reifegrad, sollte, jenseits davon, absolute Priorität im Umgang mit Tieren – und Menschen – das Bewusstsein des ihnen eigenen Schmerzempfindens haben, unabhängig von der jeweiligen neuronalen Ausprägung. Wollte Deschner also sich selbst treu bleiben, musste er sich von Singer distanzieren. Wer diese Haltung einem „Druck aus dem persönlichen Lebensumfeld“ geschuldet sieht, kennt den Autor wenig und die Gründe dafür, warum er seinen Namen öffentlich nicht mit Peter Singer verbunden sehen möchte.

b) Deschners Kritik einiger Konsequenzen der präferenz-utilitaristischer Prämissen von Singers Ethik

Gewiss, Deschner würdigt Singers Bemühen, „dass die Ethik und die Praxis wieder zueinander [finden]“ (so im „Zeit“-Interview vom 21.3.2011), dass die Ethik also, als „angewandte“, aus den Elfenbeintürmen bloßer *Gesinnung* herabsteigt in die Niederungen der Praxis, die *verantwortlich* zu gestalten sei, um das Glück möglichst vieler zu mehren. Doch er sieht in Singers Reflexionen mit ihren – wenn auch zumeist nur hypothetisch-spekulativen – Proportionierungen des Glücks und Leidens Tiere wie Menschen ohne Person-Status missachtet.

Nicht nachvollziehen kann Deschner zum Beispiel Singers Argument der *Ersetzbarkeit* niederer Tiere („Nichtpersonen“, „Ge-

fäße“, um „eine gewisse Quantität von Glück aufzunehmen“, „Behälter für Erfahrungen von Lust und Schmerz“, so in PE 1984, S. 141). So gibt es für Singer keinen „präferenz-utilitaristischen Grund dagegen, Fische mit einer humanen Methode zu töten“ (PE 1984, S. 113; PE 1994, S. 129); er nennt auch Reptilien, Vögel oder „die viel konsumierten Hühner“. Unfasslich ist für Deschner das Verständnis des „flexiblen Veganers“ Singer für den Tierverzehr vieler Menschen, sofern die Tiere artgerecht (also nicht industriell) gehalten und schmerzlos getötet werden; so auch in mehreren Interviews seither (z.B. „The Vegan“, Herbst 2006 „Guardian“, 8.9.2006, 14.9.2010; vgl. auch PE 1984, S. 78 ff; 1994, S. 94 ff), so schon in *Animal Liberation* (S. 367): „Ich kann gewissenhafte Menschen respektieren, die darauf achten, nur Fleisch zu essen, das von solchen Tieren stammt“ – ohne zukunftsgerichtete Wünsche im Freien lebend, „in einer ihren Verhaltensbedürfnissen angemessenen sozialen Gruppe“, dann „schnell und schmerzlos getötet“. In Abgrenzung von Affen, Hunden, Katzen, Schweinen, Robben und Bären etwa schreibt Singer: „Das Argument gegen das Töten von Tieren, die, soweit wir es beurteilen können, nicht vernunftbegabt und selbstbewusst sind, ist schwächer. (...) Wo bei sorgfältiger Erwägung das Leben des getöteten Wesens keine Lust enthält, da wird kein direktes Unrecht verübt. Selbst wenn das getötete Tier lustvoll gelebt haben sollte, darf man zumindest argumentieren, daß nichts Unrechtes begangen wird, wenn das getötete Tier, als ein Resultat des Tötens, durch ein anderes Tier ersetzt wird, das ein ebenso lustvolles Leben führen kann.“ (PE 1984, 143; 1994, S. 174)

Deschner, dem, trotz glasklarer Logik solcher Sätze, mit dem Inhalt auch ihr Sprachgestus fremd ist (von Schmerzen der Tiere werde zwar *geschrieben*, Mitgefühl aber sei für ihn nur selten wirklich *spürbar*), fragt, woraus Singer die Kompetenz ableitet, zu „erwägen“ und, wenn auch in Grenzen, zu „beurteilen“, ob ein Leben Lust enthält und in welchem Maße es „vernunftbegabt“ ist. Der Mensch – nach wie vor das Maß aller Dinge? Deschner sieht das anders. Für ihn sind geballte Anstrengungen für einen Bewusstseinswandel auf allen Ebenen der Gesellschaft vonnöten, um der Einverleibung von Tieren, welcher Art auch immer, nachhaltig entgegenzuwirken – nicht zuletzt wäre dies auch ein Beitrag zum Schutz der Natur. (In der zum Selbsterhalt notwendigen Einverleibung von Pflanzen etwa sieht Deschner, der kein Fleisch und keinen Fisch isst, eine Art Tribut an die Natur und damit, ihm zuweilen entgegengehalten, eine weitere Einschränkung seiner Überzeugung von der *grundsätzlichen* Gleichwertigkeit allen zu schützenden Lebens.)

Nicht nachvollziehen kann Deschner ebenfalls, *trotz* Singers Hinweis auf „ein „riesiges Ausmaß an unnötigem [?] Schmerz und Leiden“ durch „Versuche, die keinem unmittelbaren und dringenden Zweck [?] dienen“ (vgl. hierzu das 2. Kapitel „Werkzeuge für die Forschung“ in *Animal Liberation*, bes. S. 109; auch PE 1984, S. 82 ff; 1994, S. 94 ff, bes. S. 96), dass dieser „Tierrechtler der ersten Stunde“ überhaupt Verständnis bekundet für Tierversuche (stets entsetzlich qualvoll und, trotz anderslautender Beschwichtigungen, *nach* chirurgischen Eingriffen gänzlich ohne, wie in der gesamten Schmerzforschung, bzw. ohne ausreichende Schmerzausschaltung durchgeführt), sofern sie denn, wie er konzidiert,

unerlässlich und unersetzbar seien für die Humanmedizin. An anderer Stelle freilich zieht er genau das in Zweifel (AL, S. 151). Dem Einwand Singers, „absolute Forderungen“ nach einem sofortigen Verbot aller Tierversuche seien unreal, zerschellten an Gegenargumenten der Experimentatoren (AL, S. 137), begegnet Deschner mit der Forderung, verstärkt jene Kräfte zu unterstützen, die, wie die „Ärzte gegen Tierversuche“ (s.o.), klug und phantasievoll den mit Zweckklügen gepanzerten Widerstand eines gewinn- und ruhmsüchtigen Kartells aus Wissenschaftlern und anderen Profiteuren der Tierversuche zu durchbrechen suchen, bis hin zur Legislative, Exekutive und Judikative. Sei es doch das durchsichtige Interesse der Tierversuchlobby, mit jedem Mittel, auch dem der Fehlinformation („unerlässlich für die menschliche Gesundheit“), eine flächendeckende Durchsetzung längst entwickelter tierversuchsfreier Alternativen zu verhindern. Massives Engagement aller an der Befreiung der Tiere Interessierten gegen deren Peiniger hält Deschner den für ihn unfasslichen Zugeständnissen Singers an die Experimentatoren entgegen, überdies unvereinbar mit dessen sonstiger Kritik an Tierversuchen und an der Verhinderung von Alternativen (AL, S. 83, 146, 151 u.ö.; zum Ganzen siehe auch Teil 1b).

Nicht nachvollziehen kann Deschner insbesondere, auch vor dem Hintergrund des „Great Ape Project“, das Zugeständnis Peter Singers an einen Professor, der an Primaten Parkinsonversuche durchführte – es brachte das Fass von Deschners Skepsis zum Überlaufen und hätte schon für sich genommen seine Distanzierung von Singer zu begründen vermocht. In einem von der „Sunday Times“ vom 26. November 2006 rezipierten Gespräch Singers

mit dem Oxforder Neurochirurgen Tipu Aziz, der meint, mit Versuchen an 100 Affen 40.000 Menschen helfen zu können, antwortete Singer: „Well, I think if you put a case like that, clearly I would have to agree that was a justifiable experiment. I do not think you should reproach yourself for doing it, provided – I take it you are the expert in this, not me – that there was no other way of discovering this knowledge. I could see that as a justifiable research.“ Mit Helmut Kaplan ist auch für Deschner dieses Statement von Singer zwar „utilitaristisch-logisch“, sofern die „Lust-Leid-Bilanz“ stimmt, die positiven Folgen also die negativen übersteigen (Website H. K., „Utilitarismus-Bombe explodiert“, 28.11.2006), doch für Deschners zuvor erläuterte „ausnahmslose“ Ablehnung jeglicher Tierversuche ist das kein Argument, auch nicht glaubwürdiger geworden durch Singers Brief an den „Observer“ vom 30.11.2006, im Gegenteil. Singer dämpft darin Prof. Aziz‘ Ermutigung durch seine Aussagen am 26.11.2006 mit dem Hinweis darauf, er habe schon in *Animal Liberation* „suggested that a test for whether a proposed experiment on animals is justifiable is whether the experimenter would be prepared to carry out the experiment on human beings at a similar mental level – say, those born with irreversible brain damage. If Professor Aziz is not prepared to say that he would think such experiments justifiable, his willingness to use animals is based on a prejudice against giving their interests the same weight as he gives to the interests of members of our own species“ (vgl. AL dt. Ausgabe 1996, S. 138 f).

Das kann Deschner nicht beruhigen, im Gegenteil. So sehr er einst Singers Niederlegung der Spezies-Grenzen zwischen

Mensch und Tier begrüßte, so sehr empört es ihn nun, wenn aufgrund des neuen Person-Speziesismus „menschliches und tierliches Leid gegeneinander ausgespielt werden“, was er strikt ablehnt (Qu. 7 und 8). Denn diese Forderung gilt für ihn in beiden Richtungen (wie er denn, abgegrenzt von Singers „Person-Speziesismus“, die Hauptinteressen von Behinderten und Tierrechtlern, zumal in deren letzter Konsequenz, eng verbunden weiß): Nicht nur gilt für Deschner, zum einen, dass Tiere nicht „benutzt“ werden dürfen zur Minderung menschlichen Leidens bzw. zur Mehrung menschlichen Glücks, als Mittel also für unsere Bedürfnisse – auch von Kant verteidigt und heftig verurteilt deswegen von Schopenhauer. Ebenso unbegreiflich zum andern ist es Deschner, der das – ihm allein wichtige, wengleich unterschiedlich ausgeprägte – Schmerzempfinden der Lebewesen betont, dass Singer, um Tieren Qualen zu ersparen, darüber sinniert, ja, bei Überwindung der „Voreingenommenheit“ von Speziesisten nahelegt (PE 1994, S. 97, besonders letzter Satz), Menschen mit einem ähnlichen geistigen Niveau wie bisherige Versuchstiere oder irreversibel hirngeschädigte Kleinstkinder mit einem noch geringeren Niveau solchen Qualen auszusetzen. Und dies nur, weil man hierdurch „mehr Informationen über die menschliche Reaktion“ erhalte als in Tierversuchen, deren Anzahl man dadurch „bedeutend reduzieren“ könne: „Trotz der geistigen Defizite sind Anatomie und Physiologie dieser Kleinstkinder in nahezu jeder Hinsicht mit der normaler Menschen identisch. Würden wir sie also mit großen Mengen Bodenpolitur zwangsernähren [?] oder ihnen konzentrierte Kosmetiklösungen in die Augentropfen [?], so bekämen wir viel ver-

läßlichere Hinweise auf die Verträglichkeit [?] dieser Produkte beim Menschen als bei der jetzigen Methode“ (AL, S. 138). Deschner lehnt – unterschiedslos – strikt beides ab, Qualen für Tiere genauso wie solche für Menschen, zumal für jene, die nicht autonom entscheiden können. (Die juristisch flankierte Entscheidung autonomer Menschen für den assistierten Suicid hingegen, für ein Sterben ohne Qualen, steht für ihn auf einem andern Blatt, sie findet seinen ungeteilten Respekt.) Singers präferenz-utilitaristischen Begründungen der zuletzt genannten Vorschläge widersprechen, obzwar für viele „logisch“ nachvollziehbar, Deschners eigenen, zuvor skizzierten Prämissen. Diese gehen gerade nicht von Wert-Setzungen des *homo sapiens* aus, wie etwa in der folgenden Äußerung Singers: „Wenn wir also das Recht auf Leben auf diese Eigenschaften [„Selbstbewusstsein“ und „Fähigkeit für sinnvolle Beziehungen zu anderen“] gründen, müssen wir diesen Tieren [Singer nennt zuvor Schimpansen, Hunde, Schweine] ein genauso großes, wenn nicht sogar größeres Lebensrecht zugestehen als solchen geistig behinderten oder senilen Menschen“ (*Animal Liberation*, S. 53) – „wenn“, aber eben nur „wenn“ wir davon ausgehen. Deschner geht nicht davon aus. So sehr ihm an der Gleichwertigkeit tierischen und menschlichen Lebens gelegen ist, als deren Verteidiger der Autor von *Animal Liberation* auch ihm stets galt, so inakzeptabel ist ihm diese neue Variante einer Segmentierung von Lebenswert und Lebensrecht.

Nicht nachvollziehbar sind für Deschner ebenfalls Singers Reflexionen darüber, inwieweit schwerbehinderte Säuglinge – Singer nennt in *Practical ethics* explizit mit Hämophilie oder Spina bifida Gebor-

rene (die ich unterrichtete) sowie Babies mit einem Down-Syndrom (die hohe Emotionalität mongoloider Menschen ist bekannt, meist sehr viel höher als die der Geschwister) – ein Lebensrecht haben sollten oder nicht (vgl. auch das mit Helga Kuhse verfasste Buch *Should the baby live*, 1985, dt. 1993 – hier wird ganz allgemein als „entscheidend für das Recht auf Leben“ der „Beginn des Lebens einer Person, nicht eines physischen Organismus“ bezeichnet, S. 179; den kritischen Anmerkungen zu diesem Buch im Rahmen des Essays „Philosophie der Angst“ von Michael Zander in „junge welt“, 1.6.2011, konnte Deschner, kurz vor Abschluss dieser Darlegung seiner Ethik, weitgehend zustimmen). Singers Reflexionen kulminieren in dem oft zitierten Satz: „Der Kern der Sache ist freilich klar: die Tötung eines behinderten Säuglings ist nicht moralisch gleichbedeutend mit der Tötung einer Person. Sehr oft ist sie überhaupt kein Unrecht.“ (PE 1984, S. 188; 1994, S. 244; 1985 heißt es bei Singer/Kuhse lapidar: „We think that some infants with severe disabilities should be killed.“ In der *Praktischen Ethik*, Kapitel „Rechtfertigung von Infantizid und nichtfreiwilliger Euthanasie“, merkt Singer an, er konzentrierte sich „der Einfachheit halber“ auf Säuglinge, was er über sie sage, lasse sich „auch auf ältere Kinder oder Erwachsene anwenden“, die „auf der geistigen Reifestufe eines Säuglings stehengeblieben sind“, PE 1984, S. 179; 1994, S. 232.) Demgegenüber ließen die Freunde Deschners aus dem gbs-Vorstand am 30.5.2011, gerichtet an die Kritiker des Ethik-Preises für Peter Singer, verlauten: „Wir gehen selbstverständlich (!) davon aus, dass JEDER Mensch von Geburt an ein unbedingtes Lebensrecht besitzt – und dabei ist es gleichgültig, ob

dieser Mensch in irgendeiner Form behindert ist oder nicht!“

Gedanken darüber, ob ein Kind, behindert oder nichtbehindert, geboren werden soll oder nicht, sollten, so Deschner, den Eltern vorbehalten bleiben. Im Kapitel „Infantizid und nicht freiwillige Euthanasie“ teilt Singer diese Forderung nicht nur, er hebt auch hervor: „Jedenfalls folgt aus dem hier vertretenen Standpunkt nicht, daß es besser wäre, wenn keine Menschen mit schweren Behinderungen überlebten. Es folgt lediglich, daß die Eltern solcher Kinder eine entsprechende Entscheidung treffen können sollten. (...) Wie wir am Ende von Kapitel 2 sahen, weist das Prinzip der gleichen Interessenabwägung jegliche geringere Berücksichtigung von Interessen aus Gründen des Behindertseins zurück.“ (PE 1994, S. 242)

Konsequenz einer solchen Verlautbarung zugunsten der Eltern und der Behinderten, soll sie denn glaubwürdig sein, wäre für Deschner jedoch der Verzicht Singers auf die Unzahl von Tötungsreflexionen vor allem im Kapitel 7 von *Practical ethics* und in *Should the baby live*. Ganz besonders spricht ihm Singer aus dem Herzen mit der Vermutung, seine präferenz-utilitaristischen Reflexionen könnten „spitzfindig“ erscheinen – „ein Beispiel für die Fähigkeit akademischer Philosophen, Unterscheidungen zu finden, die keine Bedeutung haben“ (PE 1984, S. 119; 1994, S. 158).

Festzuhalten bleibt auch hier: Noch so hypothetische philosophische Spekulationen darüber, wer leben darf und wer nicht (siehe u.a. *Should the baby live?* sowie PE, vor allem Kap. 7, und Singer-Interview im „Spiegel“ vom 25.11.2001), sind nicht nur Deschners Wesen fremd, er empfindet sie auch als zynisch, auf jeden Fall überflüssig.

sig. „Jedes Kind hat ein Recht, *erwünscht* zu sein.“ Dieser an das 4. der neuen 10 Gebote Singers erinnernde Slogan aus vergangenen Tagen sei noch immer der beste Kompass potentieller Eltern oder auch, in den Spuren von Sándor Ferenczi und Hans Blumenberg, der nachdrückliche Hinweis von Ludger Lütkehaus, mit Karlheinz Deschner befreundeter Verfasser u.a. des großen Werks *Nichts – Abschied vom Sein – Ende der Angst*, Zürich 1999: „Mit jeder Geburt, bei jedem Kind ist die ‚Seinsgrundfrage‘ gestellt, ‚warum man es denn überhaupt zur Welt gebracht hat‘ und nicht vielmehr nicht, ‚wenn man es nicht freundlich zu empfangen gewillt war‘.“ (L.L., *Natalität – Philosophie der Geburt*, Zug/Schweiz 2006, S. 114 f)

Alles in allem: Ein Maßstab für die „Humanität“ unserer Gesellschaft, für unseren Umgang miteinander – und mit den Tieren! – ist für Deschner, in Anlehnung an Schopenhauer, „wie wir mit den Schwächsten umgehen“.

Deschners Alternativ-Vorschlag, auch für eine verantwortliche philosophische Ethik? Statt Menschen zu klassifizieren, ihnen durch Rechenkünsteleien mehr oder weniger Lebensrechte zuzugestehen, gar über Infantizid nachzugrübeln in einem durch Sparzwänge im Gesundheitswesen, deklariert als Sachzwänge, angeheizten Klima (vgl. Singers Betonung hoher Behandlungskosten für schwerstbehinderte Neugeborene u.a. in PE 1984, S. 103; 1994, S. 117) plädiert er dafür, sich, ggf. auch mit dem Ansehen eines hohen Amtes, eines akademischen Grades, einzusetzen zum einen für eine konsequente Begrenzung des Bevölkerungswachstums („Alles Unglück kommt von der großen Zahl.“ – so die Überzeugung des von ihm hochverehrten Autors u.a. von *Fluß ohne Ufer*, Hans

Henny Jahnn), zum andern, all jene Mutigen in vielerlei Gruppen tatkräftig zu unterstützen, welche die national wie global extrem ungerechte Verteilung des Reichtums, die nahezu unbeschränkte Macht multinationaler Großbanken und Konzerne nebst einer sie flankierenden Steuerpolitik kompetent bekämpfen:

„Wer nicht Feind vieler Menschen ist, ist der Feind aller.“

„Volkseigentum heißt es, wenn den meisten das wenigste, Privateigentum, wenn den wenigsten das meiste gehört.“

„Wohin du schaust: Überflüssiges statt Notwendiges, Luxus und Waffen, Absatz und Umsatz. Und während die einen verhungern, sind die andern schon satt, bevor sie zu essen beginnen.“

Habe doch unsere Erde, gerechte Teilhabe an ihren Schätzen vorausgesetzt, genug für *alle*, auch für die Schwächsten, auch für alte und schwerbehinderte Menschen, denen dasselbe Lebensrecht zukomme wie allen anderen auch. Mit Gandhi ist Deschner überzeugt: „Es gibt genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier.“

c) Fazit und Ausblick

„Wir können mit Berechtigung annehmen“, mutmaßt Peter Singer 1975, „daß bestimmte Lebewesen Merkmale aufweisen, die ihr Leben *wertvoller* machen als das anderer Lebewesen.“ (AL, S. 53; Kursivdruck von der Vf.; vgl. das erste seiner neuen „Zehn Gebote“ in *Leben und Tod*, 1998: „Erkenne, dass der Wert menschlichen Lebens verschieden ist.“)

Welch ein Kontrast zum „tat twam asi“, für Karlheinz Deschner wichtigste Maxime seines Denkens und Handelns, seines Mitfühlens mit dem Schmerz eines *jeden* Wesens – entschieden abgegrenzt von Sin-

gers Haltung gegenüber jenen, Tieren wie Menschen, die nicht seinen (für Deschner willkürlichen) präferenz-utilitaristischen Kriterien genügen („Person“-Status mit Selbst- und Zukunftsbewusstsein)!

Und welch ein Kontrast zugleich, cum grano salis, zu Singers eigenen Worten in seinem neuen Buch *Leben retten: Wie sich Armut abschaffen lässt – und warum wir es nicht tun* (Zürich-Hamburg, 2010). In diesem Plädoyer für eine globale Solidargemeinschaft bezweifelt er unsere Glaubwürdigkeit, sofern wir eigenen Bereicherungen „mehr Wert beimessen als der Entscheidung, ob andere Menschen leben oder sterben“, gleichzeitig aber den Anspruch erheben, „dass für uns jedes Leben den gleichen Wert hat“ (S. 196 f; auch S. 176; Kursivdruck von der Vf.). Darf man von Sätzen wie diesen erhoffen, dass Peter Singer sich von den Prämissen des Präferenz-Utilitarismus zu verabschieden beginnt? Kaum einen wohl würde das mehr freuen als Karlheinz Deschner. Erst dann sähe er das „Great Ape Project“ gerechtfertigt als einen guten Anfang zur „Befreiung der Tiere“ – bei gleichzeitiger Wertschätzung allen übrigen Lebens.

Quellen

A) *Zu Karlheinz Deschners Ethik:*

1) Karlheinz Deschner: *Warum ich Agnostiker bin*. In: Friedrich Heer/Joachim Kahl/Karlheinz Deschner: *Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*. Hrsg. Karlheinz Deschner. Köln 1977, S. 117-200; eine sehr viel kürzere Vorform dieses Essays wurde, viel beachtet, vom Südwestfunk Baden-Baden gesendet, eine überarbeitete Fassung später aufgenommen in Deschners Aufsatzband *Oben ohne – Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt*. Rein-

bek bei Hamburg 1997, S. 16-114. Eine erweiterte Form des den Tieren gewidmeten 18. Kapitels des Agnostiker-Essays findet man in dem 1998 von der ASKU-Presse Sven Ufrings verlegten Band *Für einen Bissen Fleisch, Das schwärzeste aller Verbrechen*, S. 13-28 (s. unten Nr. 4).

2) Die Sentenzen wurden Deschners drei Aphorismenbänden entnommen: *Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom*. Basel 1985/1998; *Ärgernisse*. Reinbek bei Hamburg 1994; *Mörder machen Geschichte*, Basel 2003.

3) Karlheinz Deschner: *Was ich denke*. Erschienen in der von Horst Herrmann herausgegebenen Reihe *querdenken!* des Goldmann-Verlags, Mai 1994.

4) Karlheinz Deschner: *Für einen Bissen Fleisch*. Eine von der ASKU-Presse 1998 herausgegebene Sammlung von Gedanken Deschners über das Leid der Tiere. Den Text *Das schwärzeste aller Verbrechen* (S. 35-54) brachten zuvor diverse Blätter, u.a. „Die Zeit“ Nr. 35 am 22.8.1997, den ungekürzten Originaltext indes verlegte erst Sven Ufrings Verlag; siehe auch Beiheft zu Band 6 der *Kriminalgeschichte des Christentums* (Abk. KC). Hrsg. Hermann Gieselbusch. Reinbek bei Hamburg 1999, S. 12-24.

5) „Aufklärung ist Ärgernis...“ – Karlheinz Deschner – *Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. Hermann Gieselbusch/Michael Schmidt-Salomon. Aschaffenburg 2006. Aus folgenden Texten dieser Sammlung wurde zitiert: Karlheinz Deschner: *Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann. Redebeitrag zur Begehung meines 80. Geburtstags am 23. Mai 2004*, S. 15-28; Ingo Petz: *Nackt im Wald mit Nietzsche*, S. 21-28, erstmals veröffentlicht in „brandeins“, Heft 7/2004; auch A&K 9/2004, S. 125 ff; Hans Wollschläger: *Leitfaden a priori*, S. 131-141; anlässlich des

Erscheinens des 5. Bandes der *KC* im Deutschlandfunk gesendet und am 10.8.1997 ausgestrahlt; auch: Beiheft zu Band 6 der *KC*, S. 51-55, und A&K 9/2004, S. 62 ff.

6) Beiheft zu Band 9 der *KC*, 2008. Darin (S. 7-19): „*Es muss anders werden*“. Karlheinz Deschner im Interview mit David Signer, Abdr. zuvor: Zürcher „Weltwoche“ Nr. 14/4.4.2007. – Darin außerdem (S. 43-50): Karlheinz Deschner: „*Ich liebe radikales Denken, das vernünftig ist*“ – Gedanken über Sinn, Zweck und geeignete Kandidaten des Deschner-Preises anlässlich der erstmaligen Verleihung dieses Preises der Giordano Bruno Stiftung an den englischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins, Frankfurt a.M., Aula der Alten Universität, 12.10.2007.

7) „*Eine Revolution wäre nötig.*“ – Karlheinz Deschner im Interview mit Susann Witt-Stahl 11/2004; Abdr. „natürlich vegetarisch“, Heft 3/2005, Hrsg. Vegetarier-Bund Deutschland e.V., und in Detlef Arndts „Anti-Jagd.Blog-Endzeit für Jäger“, 8.12.2010.

8) *Kämpfer gegen das Schlachten von Mensch und Tier* – Karlheinz Deschner im Gespräch mit Ralph Heringlehner. „Mainpost“, 22.1.2005.

B) Zu Peter Singers Ethik:

1) *Animal Liberation – Die Befreiung der Tiere*. London 1975/1990; deutsche Erstausgabe Reinbek bei Hamburg 1996.

2) *Practical ethics*. Cambridge 1979/1993; dt. Ausgabe Stuttgart 1984; revidiert und erweitert 1994.

3) *Should the baby live?: the problem of handicapped infants*. Oxford/New York 1985; dt.: *Muß dieses Kind am Leben bleiben? Das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener* (mit Helga Kuhse). Erlangen 1993.

4) *Leben und Tod*. Erlangen 1998.

5) *Leben retten. Wie sich Armut abschaffen lässt – und warum wir es nicht tun*. Zürich-Hamburg 2010.

Im Text weitere Hinweise zu Büchern und Stellungnahmen Peter Singers.